

ANDREA VANONI | Seelenruhig

Andrea Vanoni im Gespräch

In Ihrem neuen Thriller muss Paula Zeisberg, die Leiterin der neunten Mordkommission in Berlin, Mordfälle an jungen Frauen aufklären, die post mortem misshandelt wurden. Wie sind Sie beim Schreiben vorgegangen?

Obwohl es bei diesem Fall um Abgründe menschlicher Gewalt geht, war es mir wichtig, dem Leser immer wieder Ruhepausen zu gönnen. So wird die Perspektive des Täters hier nicht erzählt, sondern man erfährt nur durch Paulas Ermittlungen, was den Opfern widerfahren ist. Dass Paula selbst in höchste Gefahr gerät, kann ich dem Leser allerdings nicht ersparen.

Paula arbeitet sehr eng mit der neuen Rechtsmedizinerin Martina Weber zusammen, einer Expertin auf ihrem Gebiet, die die Toten mit Ehrfurcht und großem Respekt untersucht.

Ich wollte mit Dr. Martina Weber eine Figur schaffen, die sowohl rational und schnell handelt als auch gleichzeitig verletzlich und unsicher sein kann. Nur wenige wissen, was in der Rechtsmedizinerin vorgeht, auch Paula nicht, aber die beiden Frauen beobachten sich und halten viel voneinander.

Sie lassen Ihrer Heldin nicht viel Zeit für ein Privatleben – gibt es trotzdem Hoffnung für Paula und Jonas?

Wenn ich einen Liebesroman schreiben würde, dann auf jeden Fall. In diesem Krimi ist Paula allerdings sehr auf sich allein gestellt. Aber Jonas ist bei ihr, zumindest in Gedanken ...

Die Autorin

Andrea Vanoni, geboren 1963, war nach ihrem Studium als Assistentin am Wiener Burgtheater und als Dramaturgin am Kieler Opernhaus tätig. Heute arbeitet sie als selbstständige Agentin für Drehbuchautoren, Regisseure und Kameraleute und pendelt zwischen Maastricht und Berlin-Wilmersdorf hin und her. Nach »Totensonntage« und »Im Herzen rein« ist »Seelenruhig« ihr dritter Roman.

ANDREA VANONI

Seelenruhig

Thriller

Diana Verlag



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU

Das für dieses Buch verwendete

FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 02/2009

Copyright © 2009 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Angelika Lieke

Herstellung | Helga Schörinig

Umschlagmotiv | Mauritius Images/Botanica

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München-Zürich, Teresa Mutzenbach

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media, Pöbneck

Printed in Germany 2009

978-3-453-35220-9

www.diana-verlag.de

Prolog

Stolz aufgerichtet, mit flatterndem Haar und im weißen langen Hemd steht sie auf dem Schinderkarren. Hoch zu Ross reitet ein Büttel mit blankem Schwert voraus. Raunend steckt das Publikum die Köpfe zusammen, gierig und atemlos gespannt, wie sich der Engel der Schmerzen verhalten wird.« Er wird mit seinen zwölf Jahren fast zum Poeten, wie er so vor sich hin wispert.

Es ist nicht die erste Hinrichtung, bei der er zuschaut, doch wieder spürt er Wildheit und Ehrfurcht zugleich. Ihre zarten Handgelenke stecken in Eisenfesseln, die mit Ketten an dem Karren befestigt sind. Ihre leuchtend blauen Augen sind zum Himmel gerichtet. Ob sie wohl Gott anruft?

Er imitiert eine aufgeregte Frauenstimme und presst hervor: »Zündet sie an!« Dabei bewegt er eine der Mädchenfiguren, die in vorderster Reihe stehen und dem Wagen ausweichen müssen.

»Nur Geduld, der Henker wird ihr mit seiner Fackel schon die Füße kitzeln!«, ruft er mit geröteten Wangen. Für einen kurzen Moment hält er die Hexe in die Flamme seines Feuerzeugs.

Dann schnappt er sich das Fischweib, das einen Korb unter dem Arm trägt, und raunzt: »Sie wird ins Feuer pieseln!« Er imitiert ein höhnisches Gelächter, eher ein Quaken. »Bei

dem Fuder Holz ist ihr Angstwasser nur ein Tropfen in die heiße Hölle!«

Während er den Wagen weiter zum Hinrichtungsplatz schiebt, mit einem Bleistift vorsichtig die mittelalterliche Menge zurückdrängt und Pfaff und Henker in Position bringt, flüstert er erregt: »Mitleid? Nein! Eine Kirmes – da braucht man eine Hinrichtung.« Eine Trompete – tätätätät. Alle sehen zum Rathaus. Die feinen Herren auf dem Rundbalkon nicken träge dem Volke zu, dem sie heute eine Freude bereiten.

Aber den Gedanken hat er sofort wieder vergessen. Er springt im Geiste unter die mittelalterlichen Zuschauer ganz vorne in die erste Reihe. Ihm glüht das Gesicht, denn direkt vor ihm hält der Karren. Die Henkersknechte springen herbei und lösen die eisernen Fesseln der Jungfrau. Als ihr weißes Kleid verrutscht, kann er die Spuren der erlittenen Marter sehen – klaffende Wunden an den Beinen, braune, violette und rote Hautpartien. Das zerquetschte Gewebe und die geplatzten Adern zeugen von der Erbarmungslosigkeit der Inquisitoren. Doch auf ihren Lippen, die rot und geschwollen sind, liegt ein Lächeln. »Das Lächeln des Teufels«, murmelt er wie im Fieber. Er weiß, dass der Teufel die Tränen austrocknet, denn sie würden Gott erbarmen, und er würde der Qual ein Ende setzen. Daher befeuchten manche Hexen ihre Wangen mit Speichel, um ein Weinen vorzutäuschen.

Während er alles noch einmal in Ruhe betrachtet, greift seine Hand nach dem Wurstbrötchen auf dem Teller neben sich. Er beginnt langsam zu kauen und stellt ein paar Figuren vor den Scheiterhaufen – den Richter mit den Schöffen –, würdig und streng. In gebührender Distanz zu ihnen schiebt er die Figur des Scharfrichters vor die Leiter, über

die die Verurteilte hinaufsteigen wird. Breitbeinig steht er da, mit verschränkten Armen, nackt und muskulös. »Die rote Kapuze und die blutbefleckte Lederschürze sind die Insignien aller Höllenschmerzen, die auf den weißen Menschenleib warten«, liest er sich laut aus der Beschreibung für die Figuren vor.

Ein Stück Wurst ist auf die Tischplatte gefallen. Er beugt sich herab und packt es wie ein Hund mit den Zähnen. Er schluckt und brüllt: »Hure! Metze! Du höllische Dirne! Teufelsbraten und Kinderverderberin!« Bei jedem Ausdruck wechselt er die Stimme, um die hasserfüllten Flüche eines aufgebrachtten Volkes zu imitieren.

»Aber sie nimmt es kaum noch wahr. Am ganzen Leib zitternd, hängt sie mit gesenktem Haupt in den Armen ihrer Peiniger.« Er stellt die zum Tode Verurteilte auf den Scheiterhaufen und platziert einige Henkersknechte um sie herum. »Demut hat sich in ihr ausgebreitet. Aber jetzt hebt sie doch wieder ihr schönes Gesicht, das wie durch ein Wunder fast gänzlich unversehrt geblieben ist. Ihre Augen leuchten, und ein Lächeln voller Verachtung trifft die Umstehenden. Und dann geschieht es.« Er knipst ein paarmal die Stehlampe neben sich an und aus. »Ein Blitz zuckt herab vom Himmel, der Pöbel schreit auf, und in dem grell flammenden Licht sehe ich ihren Blick auf mich gerichtet. Heiß durchfährt es mich. Ich frage mich, ob der Blitz wirklich vom Himmel kommt oder ihren Augen entwichen ist, um mich zu bannen oder vielleicht sogar zu vernichten. Der Krüppel vor mir beginnt hysterisch zu zucken.« Mit zwei Fingern nimmt er die Figur eines Bettlers ohne Beine und schüttelt sie. Er packt auch noch andere und stößt kleine Schreie aus, die das Verbrennen der Hexe fordern.

Plötzlich springt er auf, rennt in die Küche und holt sich einen Schokokuss, den er gierig verschlingt. Er leckt seine Finger ab, reibt sie an einem Taschentuch sauber und packt das Mädchen im weißen Hemd, um sie zu quetschen, als käme sein Schluchzen aus ihrer Brust. Er beugt sich über die Szene und führt mit roten Ohren alles leise und angespannt zu Ende. Der Henker steigt die Leiter hinauf, nimmt einen Strick, den der Junge in einem kleinen Wassereimer mit echtem Wasser trinkt, und fesselt ihre Handgelenke. Er zieht fest zu und imitiert ihr schmerzvolles Aufstöhnen. Er reißt sie hoch und stellt sie mit dem Rücken an den Pfahl. Mit sicheren Griffen schlingt er den Strick um sie und zurrt ihn so fest es geht. Als der Henker vom Scheiterhaufen wieder herabgestiegen ist, nimmt er von einem seiner Knechte die Fackel. Er streckt sie siegessicher in den Himmel wie ein Feldherr vor der Schlacht sein Schwert.

Der Pöbel schreit auf, Rufe der schmutzigsten Art ertönen.

Ungerührt hält der Henker die Fackel an das Reisig. Das Feuer springt schnell auf die untere Lage Knüppelholz über. Gierig fressen sich die Flammen in das Innere des Haufens. Am Anfang sieht es aus, als ob sich das Feuer versteckt. Nur die schimmernde Glut und ein Flimmern in der Luft verraten es. Dennoch geben die winzigen, aus Birkenholz bestehenden Knüppel das Feuer an die Buchenscheite weiter. Er drückt auf die Stopptaste seines Rekorders, der vorfabrizierte Sound einer johlenden Menschenmenge verstummt. Es ist so still, dass er das Knistern des Feuers hören kann.

»Das Mädchen sieht mit dem Ausdruck eines zu Tode ge-

hetzten Tieres auf die emporkletternden Flammen. Voller Entsetzen windet es seinen geschundenen Leib und wirft den Kopf von der einen zur anderen Seite. Die Haare schlagen über das Gesicht. Die aufsteigende Hitze bläst ihr unter das Hemd. Flatternd weht der bereits brennende Saum über ihre Schenkel. Sie trägt nichts weiter am Leibe, und die Flammen beleuchten ihren schönen schlanken Körper. Erste Flämmchen lecken an ihren Füßen. Sie verkrampft sich. Die Flammen steigen unaufhörlich, und schon steht sie bis zu den Knien im Feuer.« Er kann den Text auswendig, wenn er ihn auch jedes Mal ein wenig variiert.

Wegen der Hitze wirft die Farbe der Figur Blasen und beginnt abzublättern. Ihre bleiernen Unterschenkel schmelzen, und sie sackt zusammen.

Fasziniert betrachtet er das Herabtropfen des Bleis. »Vor Schmerzen hat sie ihre Zunge zerbissen und spuckt das Blut aus. Angeekelt kreischt die umstehende Menge auf und weicht zurück. Ich nicht, ich bleibe stehen.« Er taucht eine Fingerspitze in das flüssige Blei und schmiert es sich ins Gesicht. »Ich mache mir nicht einmal die Mühe, mir das Blut aus dem Gesicht zu wischen. Die Qualen der vor mir im Feuer stehenden Hexe stählen meine Muskeln. Ich spüre meine Kraft und heldenhafte Zuversicht. Nichts wird mich je verletzen können.« Mit einem Schraubenzieher schiebt er den Kopf und die Reste der Figur in das Feuer. »Wird sie noch lange durchhalten? Ihre verzweifelten Schreie überschlagen sich und gehen bereits in ein kraftloses Gurgeln über.« Er schreit und gurgelt. »Roter Schaum quillt ihr aus dem Mund. Doch ihr Leben kehrt zurück, und heftig schlägt sie mit dem Hinterkopf gegen den Pfahl, die gefesselten Hände ringend. Der inzwischen trockene Strick zieht sich fester. Lichterloh

brennt das Hemd. Der Geruch von versengtem Fleisch steigt mir in die Nase.«

Knisternd bricht der kleine Scheiterhaufen in sich zusammen, und der Kopf fällt schmelzend hinein. Eine winzige Explosion schießt einen Schwall von Funken aus dem Pfahl, an den sie gefesselt war.

»Ein viehisches Brüllen tönt aus der Flamme. Es ist unfassbar, denn dort in der Feuersäule steht sie in der Hochzeit ihrer Schmerzen. Seht, der Satan holt sie!« Er imitiert den Schrei einer Hysterikerin. »Ja, wirklich, es sieht so aus, als würden sich zwei Gestalten in dem Feuer bewegen! Kämpfen sie? Mir wird unheimlich, obwohl ich mir sage, dass es nur eine Täuschung sein kann. Bewegung kommt unter die Leute, nicht wenige ergreifen die Flucht.« Mit einer schroffen Handbewegung schiebt er die Figuren fort, sodass sie weit über den Teppich purzeln.

Das Feuer auf dem großen Kupfertablett flammt noch einmal auf und fällt dann in sich zusammen.

»Jubel bricht aus, die Freude ist groß! Gott triumphiert, der Teufel ist vertrieben! Am Pfahl hängt ein verkohlter, zusammengekrümmter Leichnam. Der Mund ist wie im Schrei erstarrt, die Zähne stehen glänzend hervor, die Augen gleichen Bratäpfeln.« Er hebt den Kopf und schnuppert. »Unheilvoll schwebt eine dunkle Wolke über der Stadt. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die nächste der fünfunddreißig vom Teufel Besessenen den Holzstoß besteigen muss. Oder denket ihr Magas, dass ihr dem Urteil entinnen werdet? – O nein, o nein, das wird euch nicht gelingen ... denn Alles ist Eins, und Eins ist Alles.«

Er keucht, der brenzlige Rauch bringt ihn zum Husten, während er Rosenblätter auf die Zerschmolzene streut.

Plötzlich ertönt die Stimme seiner Mutter, streng und unerbittlich: »Komm her! Aber sofort!«, und auf ist er, rennt ins Bad, bürstet sich Hände und Nägel, fährt sich mit dem nassen Kamm glättend durchs Haar. *O Gott, bitte, bitte, tu mir nicht weh!*

1

Er besuchte sie viel zu selten, aber sein Job bei *Ärzte der Welt* erlaubte ihm kein normales Privatleben. Es war schon ein Wunder, dass er am Silvestermorgen gekommen war und sie die Tage seither vollkommen ungestört genießen konnten. Zwar hatte Paula Bereitschaftsdienst, und jedes Klingeln ihres Handys hätte das Ende ihrer Zweisamkeit bedeuten können, aber seit Weihnachten hatte es Gott sei Dank keinen Mord mehr gegeben. Jeder Tag, jede Stunde war ein Geschenk. Wenn man einmal vom Regen absah.

»Ich habe schlechtes Wetter mitgebracht«, hatte Jonas lachend gesagt, als sie ihn vom Flughafen abholte.

Und er hatte recht: Mit seiner Landung hatte der Regen eingesetzt und bis zu seiner Abreise nicht mehr aufgehört. Sie wollten eigentlich am Silvesterabend irgendwo schön essen gehen, aber man wäre schon allein von der Haustür bis zum Taxi klatschnass geworden. Jonas schlug vor, zu Hause in der Küche zusammen etwas zu improvisieren. Der Vorschlag gefiel ihr, denn sie hatte vorher noch eingekauft. Um Mitternacht begrüßten sie das neue Jahr mit Champagner im Bett. Es regnete die ganze Nacht hindurch und hörte auch die nächsten Tage nicht auf. Manchmal standen sie am Fenster und hielten Ausschau, ob es nicht endlich besser werden würde, aber die Wolken türmten sich wie düs-

tere Kathedralen, und der finstere Himmel schien die Stadt zu erdrücken, die mit flimmernden und flackernden Lichtern unter ihm lag. Dann sackten die Wolkenberge plötzlich in sich zusammen und schütteten ihre Wassermassen auf Dächer und Balkone und in die Straßen.

Paula und Jonas verbrachten die meiste Zeit im Bett. Einmal versuchten sie, das Haus zu verlassen, sprangen aber zurück, als die erste Wasserfontäne eines viel zu schnell vorbeifahrenden Autos sie vollspritzte. Durchnässt standen sie im Fahrstuhl und küssten sich.

Paulas Wohnung lag nach hinten hinaus, und vor ihren Fenstern im sechsten Stock sah sie die Wipfel der Pappeln und Buchen aus dem Grüngürtel zur Fasanenstraße hin. Manchmal ließ der Regen ein wenig nach, und es wurde bis auf die rauschenden Dachrinnen und gurgelnden Abflüsse still. Es war wie ein Luftholen und eine Hoffnung, er würde nun endlich aufhören, aber dann frischte der Wind wieder auf, bewegte die Zweige der Bäume und kündigte die nächste Öffnung der Schleusen an. Schließlich kamen die ersten Nachrichten von Überschwemmungen am Rhein und an der Elbe.

Jonas war schlimmere Katastrophen gewöhnt und bestand mit bester Laune darauf, eine Stadtrundfahrt im Taxi zu machen. Auf den Straßen waren kaum Passanten zu sehen. Zwei Männer in Kapuzen tauchten schemenhaft auf, Bierdosen in der Hand, die sie wütend dem Wasser-Taxi hinterherwarfen.

»Das wär eine Farbe für dich«, sagte er gut gelaunt und deutete auf eine Frau im roten Regenmantel, die die Häuserwände entlanghastete.

»Du meinst, Rot steht mir?«

»Ja, unbedingt«, sagte er und küsste sie.

Der Regen klatschte auf die verdreckten Straßen und die grauen Häuser. Er fiel auf Parkhäuser und Bürogebäude, auf türkische Kebab-Buden und düstere Eckkneipen und tauchte das Kopfsteinpflaster in der Mommsenstraße in glänzendes Grau. Er fiel auf die neue Wohnanlage am Lietzensee, deren Fenster noch mit Plastikfolie geschützt waren. Die Fundamente in den tiefen Baugruben standen seit Tagen unter Wasser. Er prasselte auf den Engel auf der Siegesssäule und die geschwungenen Dächer der Philharmonie. Er fiel auf die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße, die nun wie reines Gold glänzte, und auf die über 2 700 Stelen des Holocaust-Denkmal. Es regnete auf die Reichstagskuppel und das Rote Rathaus.

»Was ist das da?«, fragte er.

»Der Berliner Dom. Die Hauptkirche des norddeutschen Protestantismus.« Und als die Museumsinsel ins Blickfeld kam, sagte sie: »Und sieh mal dort, die Museumsinsel sieht jetzt tatsächlich wie eine Insel aus.«

»Wäre ein schöner Platz für uns«, sagte er und zog sie enger an sich.

Er wollte auch unbedingt die Weltzeituhr auf dem Alexanderplatz sehen und anschließend den Gendarmenmarkt, weil er gelesen hatte, dass das einer der schönsten Plätze Europas sei.

Also fuhren sie zunächst über die Straße des 17. Juni bis hin zum Brandenburger Tor.

»Das ist die Quadriga«, sagte der Taxifahrer.

Unter den Linden vor dem Hotel Adlon ließen sich zwei junge Männer mit Regenschirmen von einem livrierten Bellboy die teuren Lederkoffer aus ihrem schwarzen Mer-

cedes tragen. In der Ferne erhaschte Paula ein paar Blicke auf die hohen Gebäude des Potsdamer Platzes, das Sony Center, den gläsernen Bahn-Tower, den Kollhoff-Tower mit dem schnellsten Aufzug Europas. An den Hackeschen Höfen zerrte eine alte Frau ihren Dackel bei Rot über die Ampel in Richtung S-Bahn-Treppen. Sie hatte ihm eine Plastiktüte mit Öffnungen für Kopf und Beine über den Körper gezogen.

Als sie an der zehn Meter hohen Uhr ankamen, stiegen sie doch nicht aus, denn sie konnten sie auch gut vom Taxi aus sehen. Obgleich es sonst ein beliebter Treffpunkt für die Berliner war, war kein Mensch dort. Die viele Tonnen schwere Uhr mit ihren vierundzwanzig Zeitzonen, durch die Jonas so oft um die Erde flog, ließ Paula schmerzlich an seinen Abschied denken. Er war die große Liebe ihrer Kindertage gewesen, aber erst im letzten Jahr hatten sie zueinandergefunden. Bloß eine Affäre, hatte sie anfangs gedacht, aber mittlerweile wünschte sie, dass vielleicht mehr daraus werden könnte. Doch leider erwartete man ihn in wenigen Tagen im Libanon.

Der Taxifahrer deutete auf die Spitze des Fernsehturms, die im Nebel fast verschwunden war. »Eine Million Touristen besuchen die Aussichtsetage jedes Jahr«, erklärte er. »Zweihundert Meter hoch. Da kann man bis vierzig Kilometer weit gucken.«

»Aber heute sind's wohl keine hundert Meter«, erwiderte Jonas freundlich.

Paula erinnerte sich an den Besuch ihrer Schwester im letzten Jahr. Sie waren mit dem Aufzug in die Etage über die Aussichtsplattform gefahren, wo sich das Telecafé befindet. Während Manuel, Paulas Neffe, Pommes rot-weiß

verputzte und sie sich von ihrer Schwester den neuesten Tratsch von zu Hause berichten ließ, hatte sich das Café in einer halben Stunde einmal um die eigene Achse gedreht.

Am Gendarmenmarkt stürzte der Regen in rasendem Tempo durch die Rinnsteine auf einen Abfluss zu, und immer wieder hörte Paula die Sirenen der Unfall- und Polizeieinsatzwagen. Ein Ehepaar – beide trugen grüne Kopfbedeckungen und die gleichen braunen Regenschirme – stand mit langen Gesichtern am geschlossenen Portal des Französischen Doms. Paula und Jonas bewunderten aus dem Wagen heraus die Kuppelbauten der beiden Zwillingsskirchen. Im ehemaligen Schauspielhaus gab es am Abend ein Konzert mit Beethoven-Sinfonien, aber Paula war froh, dass Jonas die wenige Zeit, die sie zusammen hatten, nur mit ihr verbringen wollte.

Es freute sie, dass ihn diese originelle Sightseeingtour amüsierte. In Tiergarten wurden die vier- und fünfstöckigen Häuserzeilen von Villen und kleinen Parks abgelöst, und ein Stück weiter öffneten sich schöne Alleen. Sie fuhren durch das Botschaftsviertel – vorbei an den Repräsentanzen Österreichs, Italiens, Japans, Saudi-Arabiens, Süd-Koreas, den Nordischen Botschaften und Mexikos – und schließlich zurück in die Uhlandstraße.

Auch in den Nächten mit Jonas und selbst noch im Schlaf hörte sie den Regen. In ihrem Traum war er ein Vorhang aus bunten Perlen, die klackernd aneinanderschlugen. Etwas hinter diesem Vorhang winkte sie heran, aber sie konnte nicht erkennen, was es war.

Paula war glücklich. Der einzige Wermutstropfen war, dass sie es nicht geschafft hatte, vor Jonas' Besuch die Wohnung noch renovieren zu lassen. Eigentlich hatte sie es

selbst machen wollen, aber dann reichte einfach nie die Zeit dafür. Und so hatte sie es immer weiter vor sich her geschoben, und nichts war passiert. Im Flur und im Bad standen zahlreiche Umzugskartons herum, die sie auch noch nicht ausgepackt hatte.

Dann kam der Tag des Abschieds, und das Geräusch des Regens begleitete ihre Traurigkeit. Gegen Abend wurde es kalt, der graue Matsch bildete auf den nassen Straßen eine Eisschicht. Im Radio wurden die Autofahrer vor erhöhter Unfallgefahr gewarnt.

Paula hatte keine Lust, nach draußen zu gehen. Sie schmiegte sich an Jonas, als könnte sie damit die Zeit anhalten, doch es blieben ihnen nur noch wenige Minuten. Er hatte ihr angeboten, ein Taxi zum Flughafen nach Schönefeld zu nehmen, aber sie schüttelte den Kopf. Sie wollte mit ihm so lange zusammenbleiben, wie es nur ging.

Die Straßen waren zwar glatt, aber es hatte aufgehört zu regnen, und überall waren Streuwagen im Einsatz. Dennoch brauchte sie mit ihrem Wagen über zwei Stunden. Zusammen zogen sie seinen Koffer zum Check-in. Sie standen eng umschlungen, bis sein Flug zum letzten Mal aufgerufen wurde und sie sich voneinander lösen mussten. Traurig und mit einem Gefühl von Leere ging sie über den Parkplatz zurück zu ihrem Auto. Ein scharfer, eisiger Wind schlug ihr ins Gesicht.

Als sie nach Hause kam und die Tür aufschloss, fühlte sie sich noch elender. Im Schlafzimmer warf sie sich auf das zerwühlte Bett, und als ihr Jonas' Duft aus den noch warmen Laken in die Nase stieg, brach sie in Tränen aus.

2

Den nächsten Tag verbrachte sie allein. Die meiste Zeit saß sie mit angezogenen Beinen auf dem Fensterbrett und schaute in den Innenhof hinaus in den Regen. Sie fröstelte trotz der aufgedrehten Heizkörper. Draußen wurde der Himmel schließlich dunkel, und dann war es auch schon Nacht. Müde wurde sie nicht. Sie vermisste Jonas und fühlte sich unbeschreiblich verlassen.

Es war schon nach elf, als ihr Handy klingelte. Für einen kurzen Augenblick hoffte sie, dass es Jonas war, der zu ihr zurückkommen wollte. Aber als sie die Stimme hörte, wusste sie sofort, dass ein Mord geschehen war. Ein Beamter informierte sie über einen Leichenfund auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof.

»Wer ist von der Staatsanwaltschaft dabei?«, fragte sie.
»Staatsanwältin Gregor.«

Sie hatte Chris Gregor in der letzten Zeit nicht oft gesehen und freute sich jetzt, sie zu treffen. Auch wenn der Anlass weniger erfreulich war.

In den vergangenen Monaten hatte Paula an einem langweiligen Fall gearbeitet, bei dem der ermittelnde Staatsanwalt Dr. Schmitteneiner war, ein dröger Typ, der seine Erfolge seinem Steckenpferd verdankte: der Strafprozessordnung. Alle nannten ihn »Schmitt-im-Eimer«, weil das

eine seiner häufig verwendeten Redewendungen war. »Diese These ist doch jetzt im Eimer«, pflegte er zu sagen, wenn er eine von Paulas Überlegungen verwarf.

Chris! Wir sollten uns wirklich mal wieder einen gemütlichen Weiberabend machen, dachte Paula. Wein trinken und über die Kollegen lästern. Normalerweise gab es keine Freundschaften zwischen der Staatsanwaltschaft und der Kripo, aber mit Christiane Gregor war es etwas anderes. Ihr war sie bei einem der letzten Fälle sehr nahegekommen.

Während Paula sich anzog und das Nötigste zusammenpackte, überlegte sie, wo der Friedhof sein könnte. Sie kannte den Waldfriedhof in Zehlendorf, den Dahlemer St.-Annen-Friedhof, sie hatte auch schon einmal auf dem Südwestfriedhof in Stahnsdorf zu tun gehabt, aber da es etwa dreihundert Friedhöfe in Berlin gab, war es sicherer, auf der Karte nachzuschauen. Irgendwo in der Nähe vom Bahnhof Friedrichstraße musste er sein.

In der Küche hing ein großer Stadtplan an der Wand, daneben lag das Heft mit dem alphabetischen Straßenverzeichnis. Doch das brauchte sie nicht, sie sah ihre Route auf einen Blick: durch den Tiergarten, über den Hauptbahnhof und dann die Invalidenstraße entlang. Sie wollte schon losgehen, sah aber im letzten Moment, dass es noch einen zweiten Dorotheenstädtischen Friedhof gab. Das hatte ihr der Idiot vom Lagedienst nicht gesagt. Während sie noch eine Pudelmütze in die Tasche stopfte, drückte sie Marius' Nummer.

»Paula?«

»Hallo, Marius. Welcher ist es denn nun? Chausseestraße oder Liesenstraße?«

»Chausseestraße.«

»Wie lange brauchst du noch?«

»Bin gleich da.«

Sie rannte die Treppe hinunter und ärgerte sich, dass sie ihren schönen Parkplatz aufgeben musste.

Ein neues Tief brachte wieder wärmere Luft und Regen mit. Um den Hauptbahnhof war gestreut worden, und es knirschte unter den Reifen, aber schon in der Invalidenstraße war durch die langen grauen Regennadeln, die auf den Asphalt niederprasselten, alles weggespült worden. Aus dem Schifffahrtskanal stieg eine Dunstglocke aus kondensierter Feuchtigkeit auf und legte sich über die Straße.

Auf Höhe der Chausseestraße 126 standen drei Streifenwagen quer auf dem Bürgersteig, und als sie vorsichtig bremsend näher kam, winkte sie einer der Polizisten mit der Kelle an den Rand. Sie nannte ihren Namen.

»Die Einfahrt zum Friedhof ist dort, Frau Hauptkommissarin«, sagte er und deutete auf ein Tor.

»Ist schon alles abgesperrt?«

»Sicher.«

Im Schritttempo fuhr sie durch das große Tor. Links begrenzten eine hohe Kalksteinmauer und rechts die Hofwände der Nachbargebäude den Friedhof. Vor ihr schwenkte jemand in der Dunkelheit eine Lampe durch den Regen. Sie fuhr langsam weiter gegen das Wasser an, das ihr auf dem leicht ansteigenden Kiesweg entgegenkam. Kurz vor einem Denkmal stoppte sie.

Wer auch immer mit der Lampe gewunken hatte, war wieder verschwunden. Sie stieg aus und ärgerte sich, dass es niemanden gab, der ihr sagen konnte, wohin sie sich

wenden sollte. Es war völlig dunkel, selbst in den Gebäuden um den Friedhof herum brannten keine Lichter.

Sie holte die Stablampe aus dem Wagen und den noch verpackten Schutzanzug, zog ihre Kapuze tief ins Gesicht und richtete den Lichtstrahl auf die Umgebung. An der rechten Seite der Zufahrt sah sie einen grob verputzten Bau mit Satteldach, der wohl die Friedhofskapelle war. Zwei Säulen flankierten den Eingang, zu dem ein paar Stufen hinaufführten. Rechts daneben war ein weiteres Häuschen. Es schien unter dem Efeu ziemlich verwittert. Vielleicht wohnte da der Friedhofsverwalter. Sie ging ein paar Schritte darauf zu. Noch weiter rechts war eine hässliche weiße Eisentür mit einem Münzeinwurf und der Aufschrift »WC«. Dahin wollte sie sicher nicht, aber wohin sonst? Sie leuchtete weiter in die andere Richtung. Die hohen Grabdenkmäler wirkten wie düstere Gestalten in der Finsternis, aus der in Hunderten von kleinen Blitzen der Regen in den Schein ihrer Lampe fiel.

Von irgendwo hörte sie eine Stimme. Als sie sich umwandte, sah sie einen Uniformierten ihren Wagen mit einer Lampe durchsuchen.

Sie ging schnell zu ihm und sagte bissig: »Ich bin schon ausgestiegen.«

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Kriminalhauptkommissarin Zeisberg. Warum steht hier niemand, der einem sagt, wo man hin soll?«

Er grinste. »Jetzt erkenne ich Sie. Der Fall mit dem ...«

Sie unterbrach ihn ungeduldig. »Sagen Sie mir einfach nur, wo ich hinmuss.«

»Ja klar, Entschuldigung, ich bringe Sie hin. Hier entlang.«

Der Polizist begleitete sie und zeigte ihr mit der Lampe die Pfützen, damit sie nicht hineintrat. Hinter einem riesigen schwarzen Baum bog er in einen Weg nach links ein. Ihre unwirsche Reaktion hatte bewirkt, dass er nicht mehr sprach, was ihr ganz recht war. Im Dunkeln konnte sie nicht sehen, wie groß der Friedhof war, aber die Grabstellen, an denen sie vorbeigingen, waren stattlich, zum Teil mit mächtigen Steinmalen geschmückt.

»Hier ist das Mausoleum«, sagte er, und sie standen vor einer kleinen Versammlung Vermummter. War Chris schon da? Sie erkannte ihren Vertreter Herbert Justus, der sich mit drei Uniformierten und zwei Zivilisten unterhielt. Sie hatten alle ihre Kapuzen oder Regenhüte tief ins Gesicht gezogen. Justus kam auf sie zu und gab ihr die Hand. »Hallo, Paula. Schönen Urlaub gehabt?«

Ihm war es immer recht, wenn sie Urlaub hatte. Dann spielte er den kleinen Napoleon. Sie konnte seine Gesichtszüge in der Dunkelheit nicht sehen, aber sie ahnte, dass er sein typisches unlustiges Lächeln aufgesetzt hatte. »Ich hatte Bereitschaftsdienst, Herbert, keinen Urlaub. Ist Frau Gregor schon da?«

»Nein.«

»Wäre es nicht besser, wenn ihr ein paar Lampen aufstellt, damit man den Weg findet?«

Justus wandte sich sofort an die Beamten. »Haben Sie ein paar Warnlichter dabei, um den Weg hierher zu kennzeichnen?«

»Und wer sind Sie?«, fragte Paula den Zivilisten, der ihr am nächsten stand.

»Ich bin Heinz Lankwitz. Ich bin hier in der Friedhofsverwaltung.«



Andrea Vanoni

Seelenruhig

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35220-9

Diana

Erscheinungstermin: Januar 2009

Liebe ist kälter als der Tod - Die deutsche Antwort auf Tess Gerritsen

Auf einem Berliner Friedhof wird eine junge Frau tot aufgefunden: misshandelt und teilweise enthäutet. Und die Obduktion ergibt: Die Verletzungen wurden dem Opfer post mortem zugefügt. Wenig später wird das nächste Opfer geborgen. Wieder eine junge Frau, wieder grausam entstellt – ihre Leiche nach dem Tod geschändet. Kriminalhauptkommissarin Paula Zeisberg ist wie gelähmt vor Entsetzen, bis sie erkennt, dass es nur einen Weg gibt, den Täter zu stellen ...

Bedrohlich, verstörend, gewaltig: Schlaflose Nächte sind vorprogrammiert.